

**Otfried Höffe**

**Altern in Würde**

**Vortrag**

**Deutscher Ethikrat**

**„Demenz – Ende der Selbstbestimmung?“**

**Hamburg 24. November 2010**

**Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Otfried Höffe, Leiter der Forschungsstelle *Politische Philosophie*, Philosophisches Seminar der Universität Tübingen, Bursagasse 1, 72070 Tübingen, Tel: 07071-29 74549; Fax: 29 5052; e-mail: sekretariat.hoeffe@uni-tuebingen.de**

Zum Abschluß Ihrer Tagung bringe ich einen doppelten Kontrast: Erstens spricht nach den Fachleuten jetzt ein Laie, zweitens rede ich nicht speziell über Demenz, sondern generell über ein Altern in Würde. Nur am Ende gehe ich kurz, überkurz, auf das nähere Tagungsthema ein, vorgenommen unter dem Blickwinkel der Patientenverfügung. Also zunächst und vor allem über ein Altern in Würde:

Ob Individuum oder Gesellschaft – wer sich Gedanken über die wachsende Bedeutung des Alters macht, wirft klugerweise einen Blick in die Geschichte. Dieser Blick gibt der Gegenwart ein schärferes Profil. Zugleich bewahrt er sie vor einer Selbstüberschätzung. Weder ist das Altern noch sind dessen Herausforderungen neu. Selbst von den Strategien, mit denen man sich damals den Herausforderungen stellt, kann man heute noch lernen. Und im Vorübergehen erfährt man drei weitere Dinge:

Lange vor der heutigen Altersforschung (s. Altern in Deutschland, 9 Bde. 2009/10; auch Häfner u.a. 2010) gibt es, ich sage es provokativ, eine vorakademische, zu einem erheblichen Teil philosophische Altersforschung. Sie hat Menschen im Blick, die, zweite Provokation, lange vor der modernen Medizin ein erstaunlich hohes Alter erreichen. Der Athener Tragiker Sophokles wird ebenso 90 Jahre alt, wie der Athener Gesetzgeber Solon, später der Skeptiker Pyrrhon; Pythagoras wird vermutlich noch älter; der Sophist Gorgias stirbt erst mit 109 Jahren, Platon erreicht immerhin das Alter von 80 Jahren, Cato, der Cicero zu einer der bedeutendsten Altersstudien der Weltgeschichte inspiriert, das von 85, und der Stoiker Epiktet wird 88 Jahre alt.

Die trotzdem häufigen Klagen über das Alter haben eine handfeste Grundlage: Da es keine staatliche Altersfürsorge gibt, muß man selbst Vorsorge treffen und sich entweder rechtzeitig einen hinreichenden Besitz erwerben oder auf jenen Unterhalt durch die Kinder hoffen, der aber nicht nur bei einem frühen Tod der Kinder ausbleiben kann.

Ein Drittes kann man von der vorakademischen Altersforschung lernen, und es ist erneut provokativ: Fraglos denken die Menschen, je älter sie werden, desto intensiver über das Alter und das Altern nach. Gesellschaft und Politik pflegen das Thema aber nur aus funktionaler Hinsicht zu betrachten. Sie

fragen, wie man das Altern und die Alten möglichst effektiv zunächst in die Berufswelt und die Sozialwelt, später in die Welt von Alten- und Pflegeheimen integriert. Teils stillschweigend, teils ausdrücklich nehmen sie Nutzen-Kosten-Analysen vor und blicken dabei auf die Berufswelt oder das Gesundheitswesen, nicht zuletzt auf die Rentenversicherung. Gesellschaften, die sich wie unsere, emphatisch auf die Menschenwürde verpflichten, sollten diese Fremdperspektive relativieren; sie sollten auch die Innenansicht der Betroffenen einnehmen, sowohl den Älteren als auch der an Demenz Erkrankten dabei nach der Würde des Alters bzw. und des Alterns bzw. des Erkranktseins fragen. Genau dafür ist, dritte Provokation, eine vorakademische Altersforschung da, denn sie legt deutlichen Wert auf den Gewinn einer nicht mehr funktionalen Betrachtung.

Für die Frage nach der Würde gewinnen wir einen Gutteil der Antworten aus der eigenen Lebenserfahrung, etwa aus dem Blick auf Eltern und Großeltern. Um den Erfahrungshorizont zu erweitern, kann man in die Altersforschung blicken, etwa in die der Sozialhistoriker. Deren führende Figuren breiten aus stupender Gelehrsamkeit so viel Material und Aspekte aus, daß der Philosoph dem systemtheoretischen Ratschlag folgen und die Komplexität ein wenig reduzieren sollte.

Manchmal sind Philosophen aber seltsam eigensinnig. So schlage ich die Gegenstrategie ein und bringe teils weiteres Material, teils auf dasselbe Material weitere Aspekte ein. Für einen kursorischen Blick in die Philosophie- und Geistesgeschichte wähle ich drei Beispiele, bewußt aus verschiedenen Epochen: das erste Beispiel aus der römischen Antike, das zweite aus der fortgeschrittenen Neuzeit und das dritte aus der Fast-Gegenwart. Zuvor werfe ich einen Blick auf die Wortgeschichte, da sie eine kondensierte Sachgeschichte enthält:

Vor zwei oder drei Generationen durfte man noch ungeniert von einem Greis sprechen. Heute klingt es diskriminierend, obwohl es zumindest für Männer zutrifft. Wie in der Zoologie der Grizzly bear den Graubären meint, so ist „Greis“, wer im Alter unvermeidlich, daher nicht ehrenrührig, grau wird. Heute spricht man lieber von Senioren oder von Betagten, bei den noch Älteren von Hochbetagten. In den romanischen Anredeformeln, die

vom lateinischen Original abstammen, also: im französischen Ausdruck *seigneur*, im italienischen *signore*, im spanischen *señor*, auch dem französischen *sire* und dem englische *sir*, klingt es noch an: Der Ältere ist der „in Ehren Ergraute“, der Ehrwürdige, der daher seitens der Jüngeren Achtung verdient.

Bevor ich mein erstes Beispiel vorstelle, weise ich auf Aristoteles' *Rhetorik* hin. Das für fast zwei Jahrtausende kanonische Werk, nebenbei gesagt: eine Fundgrube für die Sozialgeschichte Griechenlands, entfaltet im Kapitel 14 des zweiten Buches eine nuancenreiche Psychologie der *presbyteroi*, der älteren Menschen.

Aristoteles zeichnet hier vornehmlich ein negatives Bild. Er unterscheidet drei Lebensphasen und überträgt auf sie seine Lehre des *meson*, der Mitte: In der ersten Phase sieht er die noch „unreife“ Jugend, in der dritten Phase den bloßen Abstieg, während die zweite, mittlere Phase die am meisten schätzenswerte Zeit, die der Blüte darstelle. Diese Einteilung drängt die These auf, in der Antike und in der späteren, von Aristoteles etwa bis zum 18. Jahrhundert maßgeblich geprägten Geschichte herrsche die negative Einschätzung vor. Schon beim ersten meiner drei Beispiele sieht es aber anders aus:

### *1. Cicero: Die erste Alterstudie*

Einer der für unser Thema überhaupt bedeutendsten Texte, wegen der Breite und Gründlichkeit der Überlegungen eine veritable Altersstudie, stammt aus der römischen Antike. Der Text hat freilich, wie es in sehr vielen Bereichen des römischen Geisteslebens, griechische Vorbilder. Zu ihnen gehören einerseits das Gespräch über das Alter, das in Platons *Politeia*, der rechtschaffene, betagte Kephalos mit Sokrates führt, andererseits die (verlorene) Schrift *Peri gērōs* (*Über das Alter*) vom Philosophen Ariston von Keos (3. Jh. v. Chr.).

Nun der römische Text selbst: Nach der Schrift eines römischen Staatsmannes, Philosophen und Redners nach Ciceros *Cato maior de*

*senectute (Cato der Ältere über das Alter)*, vor einer Generation noch als „Cato der Ältere über das Greisenalter“ verdeutscht, nach diesem Text eines 62jährigen über einen Staatsmann, der 85 Jahre alt wurde, kann sich der ältere Mensch noch durch alle drei Vorzüge eines reifen Mannes auszeichnen: durch *dignitas*, *gravitas*, *auctoritas*, also durch Würde, gewichtigen Ernst und Respekt einflößendes Ansehen. Die als Senilität bezeichneten Eigenschaften sollen dagegen auf Disziplinlosigkeit zurückgehen, sind insofern altersindifferent.

Trotz dieser zweifellos idealisierenden Einschätzung denkt Cicero über die mit dem Altern stattfindenden Veränderungen nach. Schon vor mehr als zweitausend Jahren stellt er zu den wesentlichen Herausforderungen des Alters psychologische und sozialpsychologische Überlegungen an. Sie erfüllen beide hier einschlägige Aufgaben. Cicero beginnt mit einer Diagnose der Herausforderungen und schließt Empfehlungen, ihnen zu begegnen, also Präventionsvorschläge, an. Auf diese Weise vertritt schon er den Leitgedanken der neueren Altersforschung: „gewonnene Jahre“ (vgl. *Altern in Deutschland* Bd. 1, 2009).

Cicero nennt in seiner Diagnose vier Vorwürfe, die man an das Alter zu erheben pflegt, man kann auch sagen: vier Anklagepunkte gegen das Alter, die er allesamt entweder entkräftet oder in Herausforderungen umwandelt: (1) daß man, aus den bisherigen Ämtern verdrängt, zur Untätigkeit gezwungen werde, (2) daß die körperlichen Kräfte nachließen, (3) daß manche Freuden verlorengingen und schließlich, (4) daß der Tod nahe (Cicero selbst wird ein Jahr nach Abfassen der Schrift ermordet).

Die erste Anklage, den Zwang zur Untätigkeit, entkräftet Cicero mit der Empfehlung, sich für das *bonum commune*, das Gemeinwohl, zu engagieren, nach heutigen Begriffen für Ehrenamt und Bürgergesellschaft. Denn nicht durch körperliche Kraft vollbringe man große Dinge, sondern dank Fähigkeiten, die im Alter nicht abnehmen müssen, nämlich dank Erfahrung, verbunden mit Überlegung und Entscheidungskompetenz.

Cicero räumt ein, daß manche über ein Nachlassen des Gedächtnisses klagen. Dem könne man aber durch Übung entgegenreten: Durch stetes

Lernen ließen sich die geistigen Kräfte bewahren, womit die Minderung der körperlichen Kraft mehr als kompensiert würde.

Unser Autor erkennt durchaus an, daß die geistigen Kräfte nicht so frisch bleiben. Dagegen empfiehlt er zweierlei, womit er sich für ein „lebenslanges Lernen“ einsetzt, aber nicht so pauschal und undifferenziert optimistisch, sondern lebensaltersspezifisch: In der Jugend erwerbe man möglichst viel an geistiger Kraft, und im Alter gehe man mit diesem geistigen Kapital ökonomisch um, man lege nämlich das Unwichtige beiseite und behalte Wichtiges, Bedeutsames im Gedächtnis. Zur geistigen Ökonomie der Älteren gehört auch, daß sie mit einer größeren Zukunftsperspektive planen und ihre Erfahrung an die Nachkommen weitergeben.

Die heutige Hirnforschung liebt es, von revolutionär neuen Erkenntnissen zu sprechen. Hier darf sie Bescheidenheit lernen. Denn schon vor mehr als zweitausend Jahren betont ein Denker, was die Hirnforschung auch feststellt, also nur bekräftigt. Für manch andere Bereiche der heute hochrenommierten Lebenswissenschaften dürfte es ähnlich aussehen: In nicht wenigen Fällen entdecken sie nicht grundstürzende Neuigkeiten, sondern bestätigen etwas, das schon die Lebenserfahrung mit Lebensklugheit lehrt.

Ältere neigen allerdings, so klagt Cicero, zur Geschwätzigkeit. Dagegen empfehlen sich zwei der „Entschließungen für mein Alter“ des irischen Schriftstellers Jonathan Swift (1965, 115): „Nicht immer die gleiche Geschichte den gleichen Leuten erzählen.“ Und: „Nicht freigebig mit gutem Rat sein, ... es sein denn man wünsche ihn.“

Im Abschnitt über das Nachlassen der körperlichen Kräfte empfiehlt Cicero, gesundheitliche Rücksichten zu nehmen und Körper und Geist regelmäßig zu nutzen. Im übrigen relativiere sich das Schwinden der Körperkraft wegen des Vorrangs der geistigen vor den körperlichen Kräften.

Die Hauptaufgaben des Älteren faßt man heute in ein dreifaches *L* zusammen: *Laufen*, *Lernen* und *Lieben*, gemeint sind körperliche Bewegung, geistige Tätigkeit und Sozialkontakte. Cicero spricht von körperlichem und geistigem Training, womit er die beiden ersten *Ls* hervorhebt. Weiterhin betont er den Wunsch der Älteren nach einem

selbstbestimmten Leben, also nach Autonomie im umgangssprachlichen Verständnis. Und solange man interessanten Beschäftigungen nachgehe, spüre man sein Älterwerden nicht.

Im nächsten, dritten Abschnitt folgt das dritte L. In Überlegungen zum Abnehmen sinnlicher Freuden erklärt Cicero, erneut im Vorgriff auf heutige Forschung, diese Abnahme werde von den meisten, wenn auch nicht von allen Menschen als eine Befreiung von unnötigen oder sogar unerlaubten Begierden angesehen. Denn sie eröffne größere Räume für Geselligkeit, einschließlich dem unbelasteten Gespräch zwischen den Generationen, während das Verlangen nach Trank und Speise nachlassen. Hier spricht er das dritte L an, daß man nämlich, um der gewonnenen Jahre willen, sich in ein soziales Netz einbetten und seine sozialen Fähigkeiten samt Zugehörigkeit und Gebrauchtwerden pflegen muß.

Die Krönung des Alters sieht Cicero in jener auctoritas, dem Respekt einflößenden Ansehen (Abschn. 61), „das man sich nicht plötzlich durch graue Haare und durch Runzeln verschafft“. Vielmehr erntet ein schon früher in Ehren geführtes Leben am Ende die Früchte des Ansehens (Abschn. 62).

Im letzten Abschnitt seiner Altersanalyse wendet sich Cicero dem vierten und beunruhigendsten Anklagepunkt zu, der Nähe des Todes. Er läßt sich auf die beiden damals dominanten Vorstellungen ein: daß der Geist ausgelöscht werde oder aber an einem anderen Ort ewig weiterlebe. Unter beiden Annahmen sei der Tod nicht zu fürchten, denn entweder ist man nach dem Tod nicht unglücklich, oder man lebt sogar glücklich (Abschn. 67). Im übrigen empfiehlt Cicero, etwas Bleibendes zu schaffen, womit man über seine eigene Lebenszeit hinaus noch weiterlebe (Abschn. 82).

## *2. Jakob Grimm: Vom Glück des Älterwerdens*

Wir überspringen die Spätantike und das christliche Mittelalter, auch die Zeitenwende um das Jahr 1500, weiterhin die frühe und die klassische Neuzeit, wir übergehen also fast zwei Jahrtausende mit ihrer reichen

Literatur zu unserem Thema. Nur eine berühmte Passage sei erwähnt, aus Shakespeares Komödie „Wie es euch gefällt“ (*As you Like it*), ein kurzes Stück aus der 7. Szene des zweiten Aktes (Vers 139 ff.). Dort erklärt Jaques zunächst: „Die ganze Welt ist eine Bühne,/ Und alle Männer und Frauen sind nur Spieler./ Die haben ihren Abgang, ihren Auftritt;/ Und mit der Zeit spielt man viele Rollen“.

Mit dem Argument: „Denn seine Akte sind die sieben Alter.“ führt er sodann diese Altersstufen aus: „Erst Kind, das weint und spuckt im Arm der Pflegerin,/ Dann Schuljunge, noch weinerlich, mit seinem/ Ranzen und glatten Morgenwangen, kriechend,/ Wie eine Schnecke unwillig zur Schule./ Und der Verliebte dann, der seufzt, als wär er/ Ein Ofen, und ein jammervolles Liedchen/ Auf seiner Liebsten Augen singt. Und dann/ Kommt der Soldat voll niegehörter Flüche/ Bärtig gleich einem Pardel, eifersüchtig/ Auf seine Ehre, schnell zum Streit bereit./ Er sucht die Seifenblase seines Ruhmes/ Selbst im Kanonenmund. –Und dann der Richter/ Mit rundem Bauch, gut mit Kapaun gefüllt/ Mit strengem Blick und mit gepflegtem Bart,/ Voll alter Sprüche, neuer Beispiele;/ so spielt er seine Rolle. – Sechstes Alter:/ Der Pantalon, hager, in Schlappen, auf der/ Nase die Brille, Beutel ihm zur Seit‘,/ Die Hose ist noch gut, doch viel zu weit/ Für die verschrumpften Lenden. Und die Stimme/ Die tief und männlich war, wendet sich wieder/ Zum kindischen Diskant und pfeift und quiekt/ Bei jedem Wort. Die letzte Szene endlich,/ Die diese seltsame Geschichte abschließt,/ Ist zweite Kindheit und dann nur Vergessen,/ Ohn‘ Augen, Zähne, Zunge, ohne alles.“

Bei dem Autor, bei dem wir länger Halt machen, bei einem Autor aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, beim Juristen, Politiker und Schöpfer der germanischen Sprachwissenschaft, bei Jacob Grimm, klingt es weniger spöttisch und resignativ. Seine *Rede über das Alter* (1861), gehalten im fünfundsiebzigsten Lebensjahr, drei Jahre vor seinem Tod, führt uns zunächst ohne jede Aufdringlichkeit die hohe Gelehrsamkeit des Autors vor Augen:

„Natürlich“ kennt Grimm Ciceros Text und weiß um dessen griechische Vorlage. Er führt uns eine Fülle von Gliederungen des Menschenlebens bei

verschiedenen Völkern vor, sowohl Zweier- als auch Dreier-, Vierer-, Siebener- und Zehnergliederungen. Er zitiert Berechnungen des Menschenalters, zum Beispiel: „ein zaun währt drei jahre, ein hund erreicht drei zaunes alter, ein ros drei hundes alter, ein mann drei rosses alter“, also 81 Jahre (308). Grimm zitiert Dichter und Philosophen, führt durchaus die vielen negativen Eigenschaften an, die dem Alter zugeschrieben werden, nimmt dann aber die Tugenden und Vorzüge in den Blick.

Im Märchen *Die Lebenszeit*, das er mit seinem Bruder Wilhelm in die Sammlung der *Kinder- und Hausmärchen* aufnimmt (1985, 665f.), werden dem Menschen als Lebenszeit von Gott „siebenzig Jahre“ bestimmt, untergliedert in vier Abschnitte: „Die ersten dreißig sind seine menschlichen Jahre, die gehen schnell dahin; da ist er gesund, heiter, arbeitet mit Lust und freut sich seines Lebens. Hierauf folgen die achtzehn Jahre des Esels, da wird ihm eine Last nach der anderen auferlegt: er muß das Korn tragen, das andere nährt, und Schläge und Tritte sind Lohn seiner treuen Dienste. Dann kommen die zwölf Jahres des Hundes, da liegt er in den Ecken, knurrt und hat keine Zähne mehr zum Beißen. Und wenn diese Zeit vorüber ist, so machen die zehn Jahre des Affen den Beschluß. In den Jahren 60 bis 70“, schließt das Märchen: „da ist der Mensch schwachsinnig und närrisch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder.“

Diesem bemitleidenswerten Lebensende tritt Grimm in der *Rede über das Alter* wortgewandt und lebenserfahren entgegen. Der Autor leugnet nicht körperliche Behinderungen im Alter wie die Taubheit und das nachlassende Augenlicht. Statt aber darüber zu klagen, hebt er die positiven Seiten hervor: etwa, daß sich bei Blinden das Gefühl „nicht selten bis auf den grad“ verfeinere, „daz er mit allen fingerspitzen gleichsam sehe“; und „bei tauben leuten soll sich der geschmack und geruch höher als sonst ausbilden“ (313). Als Vorzüge nennt er „linde, milde, behagen, mut und arbeitslust“ (318). Hinzu kommen eine ‚gewachsene und gefestigte freie gesinnung‘ (320) und eine ‚im vorausgegangenen leben noch nicht so dagewesen ruhe und befriedigung‘. Wem es vergönnt, ein hohes Alter zu erreichen, „hat nicht nöthig zu jammern, wenn seine letzte lebensstufe annah“, vielmehr ist ihm gestattet „mit stiller Wehmut hinter sich zu blicken und ... gleichsam auf

der bank vor seiner haustür sitzend sein verbrachtes leben zu überschlagen“ (310).

### 3. Ernst Bloch: *Zeit der Ernte*

Für unser drittes Beispiel überspringen wir noch einmal eine große Zeit, jetzt aber nur ein knappes Jahrhundert, und kommen fast in der Gegenwart an. Das Beispiel bringt eine neue Perspektive ein. Gemäß dem Titel des einschlägigen Werkes *Das Prinzip Hoffnung* spricht der Philosoph Ernst Bloch nicht so sehr über das, was Ältere im Positiven oder Negativen sind, auch nicht, wie sie selber leben oder wie sie von anderen behandelt werden sollen. Sein Altersdiskurs ist erfahrungsgesättigt und doch weder empirisch noch normativ. Er bringt die dritte Modalität im Bereich des Praktischen zur Sprache, nach dem Sein und dem Sollen das Können, den Optativ. Bloch geht es nicht um Altersrollen, weder um tatsächlich gegebene noch um nur moralisch gesollte Rollen. Der Obertitel des zuständigen Teiles heißt „Kleine Tagträume“, und der Titel des einschlägigen Abschnitts präzisiert: „Was im Alter zu wünschen übrigbleibt“ (Bd. I, 37-44).

Bloch legt sich die Frage vor, wie sich der ältere Mensch selber etwas Gutes tun kann. Auch Bloch ist nicht so lebensfremd, daß er nur das Positive sieht und „verständige Ängste“, die sich mehren, naiv beiseite schiebt: „Der Leib erholt sich nicht mehr so rasch wie früher, jede Mühe verdoppelt sich. Die Arbeit geht nicht mehr so flink von der Hand, wirtschaftliche Ungewißheit drückt schwerer als vorher.“ Als Antwort oder Ausweg plädiert er aber nicht für Askese, vielmehr spricht er sich für ein epikureisch-behagliches Leben aus, für „Wein und Beutel“, also für Lebensgenuß und für Geld.

Zunächst räumt er ein, daß der Einschnitt des Alters „deutlicher als jeder frühere“ Lebensabschnitt „und brutaler negativ“ sei. „Der Jüngling ist mit der üblichen Umwelt zerfallen und bekriegt sie; ...aber der Ältere, der Greis, wenn er an der Welt sich ärgert, kämpft nicht wie der Jüngling gegen sie an, sondern steht in Gefahr, verdrießlich gegen sie zu werden, maulend streitbar.“ Deshalb herrsche im nichttrivialen, vielmehr normalen Alter „die Resignation, kein bloßer Abschied von einem Lebensabschnitt ..., sondern der Abschied vom langen Leben selbst“.

Danach aber folgt im Text die Peripetie, der Wechsel vom Bedrückenden zur Chance: das Alter als ein Wunschbild, gegebenenfalls als Ernte. Bloch kennt Grimms Rede über das Alter; er zitiert den vielgelesenen Voltaire und bestätigt, daß sein eigener Blick aufs Alter schon früheren Epochen der Neuzeit und, wie Cicero gezeigt hat, selbst der Antike vertraut ist. Zugleich relativiert Bloch die unsere Sozialpolitik beherrschende Unterscheidung von Arm und Reich zugunsten von Gebildet und Ungebildet: „für Unwissende, sagte Voltaire, sei das Alter wie der Winter, für Gelehrte sei es Weinlese und Kelter“.

Bloch schickt den Hinweis voraus, das Alter zeige, „wie jede frühere Lebensstufe, durchaus möglichen, spezifischen Gewinn, einen, der den Abschied von der vorhergehenden Lebensstufe gleichfalls kompensiert“. Und an das Voltaire-Zitat schließt er die Worte an: „Das gesunde Wunschbild des Alters ... ist das der durchgeformten Reife; das Geben ist ihr bequemer als das Nehmen“. Dazu gehöre, was sich bei Simone de Beauvoir (1970) wiederfinden wird, „die Erlaubnis, vom Leben erschöpft zu sein“, der Wunsch nach Beschaulichkeit und Muße, die Liebe zur Stille, nicht zuletzt eine Weisheit, die Ciceros ökonomischen Umgang mit einem schwindenden Gedächtnis ergänzt. Gemeint ist nämlich die Fähigkeit, das Wichtige zu sehen, das Unwichtige zu vergessen.“

Zwei Defizite fallen auf: Das Verhältnis zu den Mitmenschen, etwa zur Familie und den Freunden, fehlt ebenso wie die Frage, wie man die skizzierte Einstellung lernt. Denn die weise, „stoische“ Gelassenheit, die sich bei Voltaire, Jacob Grimm und Ernst Bloch abzeichnen, fällt dem Menschen nicht von allein zu. Er muß sie lernen, was jenes Bild des Alters bekräftigt, das wir nicht erst seit der neueren Altersforschung, sondern schon seit Cicero kennen: daß man Altern lernen kann, freilich auch lernen muß. Mit dem weltweit meistgelesenen deutschen Schriftsteller, mit Hermann Hesse, einem weiteren nichtakademischen Altersforscher, gesprochen: „Altsein ist eine ebenso schöne und heilige Aufgabe wie Jungsein“, und: „Auf eine menschenwürdige Art alt zu werden und jeweils die unserem Alter zukommende Haltung oder Weisheit zu haben, ist eine schwere Kunst“.

Andernorts habe ich einmal für einen Teil der noch fehlenden Disziplin, eine Gerontologische Ethik, zwölf Bausteine zusammengestellt (Höffe <sup>2</sup>2003, Kap. 9). Nach einem Altersvorsatz von Jonathan Swift, „Nicht immer die gleiche Geschichte ... erzählen“ will ich diese Bausteine nicht wiederholen. Statt dessen mache ich für den Ablauf des Lernprozesses, auf eine „menschenwürdige Art alt zu werden“, einen Vorschlag. Ich stelle mir drei Phasen vor (vgl. Auer <sup>4</sup> 1996 ), die aber nicht „brav“ aufeinander folgen müssen. Die Phasen werden nachdrücklich sehr formal beschrieben, um der Fülle von unterschiedlichen Temperamenten, Charakteren und Lebensvorstellungen Raum und Recht zu lassen.

In der ersten Phase, dem „resignativen Altern“, findet man sich mit einer traurigen Wirklichkeit, dem Schwinden besonders körperlicher, aber oft auch der geistigen Kräfte und sozialen Beziehungen ab. In dieser ersten Phase nimmt man vor allem Verluste wahr. In der zweiten Phase wendet man sich altersgerechten Interessen und Beziehungen zu, die freilich nicht von irgendjemandem autoritativ und verbindlich vorgegeben werden, sondern den eigenen Wünschen und Möglichkeiten folgen. Es ist das „abwägend-integrative Altern“, da sich mit Blochs „Wunschbild Überblick, gegebenenfalls Ernte“ verbindet, andere Lebensentwürfe für das Alter aber nicht ausschließt, bis hin zum ziemlich radikalen anderen Entwurf der Rebellion, die Martin Walser in seinem Roman *Angstblüte* (2006) vorstellt, allerdings für einen rüstigen 60- bis 71Jährigen, der in seiner nicht nur geistigen, sondern auch körperlichen Frische gar nicht „alt“ genannt werden muß.

Eine gewisse Vollendung wird schließlich in der dritten Phase erreicht, in jenem „kreativen Altern“, das der neuen Lebensphase – und es ist eine primär weder von einem kalendarischen Alter noch durch Beschäftigungs- und Rentenregeln definierten Lebensphase – ihre Eigenart läßt und zugleich einen gewissen Gewinn einsieht: Den Zwängen von Konkurrenz und Karriere enthoben, wird man gegen die Frage nach mehr oder weniger Erfolg gleichgültig. Statt dessen treten Unbestechlichkeit, Selbstachtung, Güte und Humor in Vordergrund.

Wie weit das gelingt, ist eine andere Frage. Dazu werfe ich einen Blick in Silvio Blatters *Zwölf Sekunden Stille* (2004, 13). Dort sagt der 82-jährige Seniorverleger der Zeitung zum Kulturchef, der in wenigen Tagen zum 58. Geburtstag, sein Amt aufzugeben hat: „ich kenne diese Angst vor dem Älterwerden. Als ich auf die sechzig zusteuerte, tyrannisierte sie auch mich ... jetzt pfeife ich darauf; jetzt weiß ich, daß ich ein alter Mann bin“. Aber, fährt Blatter fort, er „sonnte sich in der Widerrede“.

Wie angekündigt bringe ich zum Schluß noch einige Bemerkungen zur Demenz, vorgenommen mit einem Blick auf die Patientenverfügung. Wie Sie wissen, ist die Demenz kein plötzlicher und vollständiger Fall ins absolute Dunkel, auch kaum ein kontinuierliche Abwärtsentwicklung, vielmehr gibt es unterschiedliche Grade, außerdem Wellen erneuter Klarheit. Nur im Fall aller schwerster Demenz dürfte sinngemäß eine Nietzsche-Passage zutreffen: Die Person „weiss nicht, was Gestern, was Heute ist“. Gefragt, warum redest du mir nicht von deinem Glück und siehst mich nur an?“ Will die Person „antworten und sagen, das kommt daher, dass ich immer gleich vergesse, was ich sagen wollte – da vergaß es aber auch schon diese Antwort und schwieg“ (*Vom Nutzen und Nachtheil der Historie*, Abschn. 1.1. Abs.) Glücklicherweise tritt die Demenz so grausam recht selten auf. Wie ist mit an Demenz-Erkrankten umzugehen?

Um mit Selbstverständlichem zu beginnen. Auch für Demente gelten die Leitprinzipien medizinischer Ethik: Das Wohlergehen ist zu fördern („salus aegroti suprema lex“), und keinesfalls darf man schaden („nil nocere“). Auch das neuere, dritte Prinzip bleibt gültig, Auch wenn die Anwendbarkeit bei schwereren Fällen strittig sein mag: das Prinzip Selbstbestimmung. Einerseits muß man das Prinzip nicht zu anspruchsvoll verstehen; man kann auch einen komparativen (Mehr-Weniger-Begriff) bilden.

Andererseits sind die Dokumente früherer Selbstbestimmung, die Patientenverfügungen, zu akzeptieren, einschließlich deren häufigem Tenor: keine Zu-viel-Behandlung.

Ich weiß, daß es schwierige Situationen gibt. Beispielsweise tritt bei jemandem, der jede künstliche Ernährung ablehnt, eine Psychose, nämlich die Angst auf, alle Nahrung, also auch die natürliche Ernährung, sei

vergiftet. Dann ist als erstes die Psychose zu behandeln, damit die Angst vor Vergiftung verschwindet. Zweitens kann man sich eine vorübergehende künstliche Ernährung als Substitut der gewollten natürlichen Ernährung überlegen. Ferner muß man den mutmaßlichen Willen erkunden, sich dabei Mühe machen und sich möglichst nicht eigenen Vorurteilen hingeben. Nicht zuletzt ist ein viertes Prinzip anzuerkennen, das besagt: Den Dementen muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen; man darf sie nicht ungleich behandeln, sie vor allem nicht unterversorgen. Sie bleiben Menschen, die sowohl organisch Hilfe als auch emotionale und soziale Zuwendung verdienen. Auch wollen sie gefragt bleiben und statt im Schatten lieber im Licht stehen.

Ich schließe mit einem Wort des weltberühmten spanischen Cellisten, Pablo Casals, der 96 Jahre alt wurde, das sinngemäß auch für Demenz gilt: „Alter ist überhaupt etwas Relatives. Wenn man weiter arbeitet und empfänglich bleibt für die Schönheit der Welt, die uns umgibt, dann entdeckt man, daß Alter nicht notwendigerweise Altern bedeutet“.

### **Zitierte Literatur**

- Altern in Deutschland 2009/10: 9 Bände Nova Acta Leopoldina, NF Bd. 99-107, Stuttgart.
- Ehmer, J. O. Höffe (Hrsg.): Altern in Deutschland, Bd. 1: Bilder des Alterns im Wandel. Historische, interkulturelle, theoretische und aktuelle Perspektiven, Nova Acta Leopoldina Bd. 99, Nr. 363, Stuttgart 2009.
- Auer, A: Geglücktes Altern. Eine theologisch-ethische Ermutigung, Freiburg i.Br. u.a. <sup>4</sup>1996.
- Beauvoir, Simone de: La vieillesse, Paris 1970 ; dt. □
- Blatter, Silvio: Zwölf Sekunden Stille, Frankfurt/M. 2004.
- Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung, 3 Bde. Frankfurt/M. 1959.
- Cicero, Marcus Tullius: Cato maior de Senectute (Cato der Ältere über das Alter), lat.-dt., übers. v. H. Merklin, Stuttgart 1998.

- Grimm, Jacob: Rede über das Alter, in: Grimm, Reden in der Akademie, ausgewählt und hrsg. von Werner Neumann und Hartmut Schmidt, Berlin 1984, 304-323.
- Die Lebenszeit, in: H. Rölleke (Hg.), Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Gebrüder Grimm, Frankfurt/M. 1985, 665f.
- Häfner, Heinz u.a. (Hrsg.): Altern gestalten, Medizin – Technik – Umwelt, Heidelberg u.a. 2010.
- Hesse, Hermann: Mit der Reife wird man jünger. Betrachtungen und Gedichte über das Alter, hrsg. von Volker Michels, Frankfurt/M. 1990.
- Höffe, Otfried 2003: Medizin ohne Ethik? Frankfurt/M.
- Shakespeare, William: As you Like it, in: The New Cambridge Shakespeare, Cambridge 2000; dt. V. E. Fried, Bd. 2, Berlin 1989.
- Swift, Jonathan: Entschließungen für mein Alter, in ders., Satiren, Frankfurt/M. 1965 (vgl. Satires and personal writings, London 1965.).